

Öffener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 220. Aus-
seit in die Welt
ist an die Welt
Stehlich die
Ahprie ge-
fiert. Ich bin
jeden Tag
von die Mü-
fid gehört un-
hen auch ganz
genau gewiß,
daß mein Löb bald komme is.
Mit einmal hat jemand an mei
Dohr genadt un sagt: "Mäd-
dem, mache Se sich reddig, Sie
Es war e gutes Ding, daß ich reddig
war; ich hen mich nur noch schnell mei
Fehs e wenig uffgedicht mit e wenig
Pauder un e wenig Ruchst un dann
sin ich aufseit an die Stehlich. Es
is mich doch e wenig schenierlich ge-
wese, amwer wie mich die annere
Members von die Kompenie gesehn
hen, doh en se in die Händ gekläpft
un hen auch ganz genau gewiß,
Do hen ich widder e wenig Korreisch
uffgedicht unno eil grad mei Stichwort
komme is, do sin ich grad in die Mit-
tel von die Stehlich gekläpft un hen
meine Leins gejunge wo geheise hen:
"Weil du bist so verdorne is meine
Lieb geflorne." Ich hen das mit ein
arig schöne Triller gesunge un die
ganze Ahbzien, wo aus die Memberch
in die Stehlich-Händ un das Dohr-
stra konfistet hot, die all hen gekläpft
wie trehsig un der Thieredter hot ge-
sagt, wann ich nit e geheiratete Frau
war, dann deht er mich in Volbid en
Riß gewone. Ich sin so entzückst
gewese, daß ich gefagt hen: "Weil,
wann Se Ihre Ihre innerste Gefühle
nit unnerdrücke könne, dann go ebett."
Er hot amwer gefagt, er deht nit
fühle als wann er sich Trugel made
sollt un is dann weg gange. Was
mich amwer an mehrfache geprieft
hot, doh war, daß die Behströmung zu
mich komme is un Händs mit mich
geschickt hot. Er hot gefagt, das
war der größte Genuß gewese, wo
er for e lange Zeit gefagt hätt un
zwisehe ihne un mich kann ich Ihre
auch noch sage, daß er zwei Tiers aus
seine Auge gestwisst hot, die ware fe
id wie Ruchturnerrettern. Weil, das
Rieshofel is dann weiter gange un
mer hen alles zu en arig gute Al-
schluß gebracht. Der Professor hot
en arig niere keine Spielsch an uns
gemadt wo et uns gedant hot un
wo er dann gefagt hot, wann mer in
die Verformenz nur halb so gut ware,
dann ware sei Glück gemadt; er deht
die ganze Kompenie mit an die Robd
nemme un deht uns königlich bezahle.
Wenn er dann mit uns doch war,
dann könnte mir Angehtiments in
die größte Ahprie-Kompenie kriege.
Dann sin mer beim gange; off Robd
hen mer uns erst widder in unner
ordinehe Suhts gedreht. Von den
nächste Dag an, hen die Eittver-
ements gefahrt. An alle Kornerich
ware Billis gepohstet so groß wie e
Haus un in die ganze Zitie is von
nids annerlicher gestakt worde wie
von die Ahprie. Off Robd is kein
Name von die Ahprie gemendich
worde un das hot uns grad getidelt.
An en schöne Obend hot der Phil,
was mein Hosend is, zu mich ge-
sagt: "Ich will froh sein, wann ent-
lich emol bei Ahprie-Bishneß inwer
is. Ich hen die ganze Zeit nids ge-
sagt, amwer jetzt kann ich dich soviel
sage, daß ich von den ganze Bishneß
fid un teiert sin. In die ganze Zeit,
wo du die trehsige Sidie host, e Ahprie-
fingstiger zu sein, hen ich noch kein
diefente Miel gedabt. Dreiviertel
von die Zeit, mar das Dinner ver-
brennt un das annere Wertel von die
Zeit hen ich kein Sopper esse könne,
bitafs ich kann keine Koble beife un
mehr wie Koble is es doch nit. Un
for den Riesen sag ich dich reit hier-
Wann nit verdohlt schnell en Tischeh
komme duht, dann blak ich das ganze
Thiebetor Bishneß un sage, ich gewone
nit meine Vermischen." Mister Ed-
thor, ich sin doch arig geschickte ge-
wese wie der Philipp den Weg getakt
hot. Ich hen ihn ja nit blehne
können, daß er so gefühlt hat, amwer
von die Ahprie hätt ich nit gelofe
un wann er sich nit hätt scheide
made losse. Ach, for warum hen nit

alle Wiebels en Sinn for das Schöne,
for die Kunst? Dann könnt mer doch
ganz annerlicher lewe un es wäre e
Freud an die Welt zu sein! Ich hen
soviel gesehn, daß ebbs hot gesehn
müsse. Amwer was? Wann ich noch
mit die Wedesweikern an freundliche
Zehrens war, dann hätt ich die ge-
fragt, daß die Jammillie bei sie esse
könn, amwer wie's war, is da bron-
nit zu dehte gewese. En Rud beien,
doh hen ich auch nit gefühlt un ei-
tel juh, ich sin in e höfe Ficks gewese.
Ich hen gefagt: "Phil, ich will dich
emol ebbs sage; ich sin arig farrig,
daß du den Weg komplehne duht un
daß du gar keine Kanstidrehschen
gehe duht, wenn deine Frau dazu
tende duht, daß unfer Name berühmt
werd. Wann die Ahprie vorbei is,
dann wer'n alle Menche von uns
spreche un alle Behpersch pobliche mei
Widscher un off Robd's werst du dann
auch gemensched un ich dehte, das is
doch auch ebbs werth un verdohlt
mehr, als wann die Leut dein Name
menschede un sage, ach, das is der
Feller wo immer bei den Wedesweik-
hede duht, oder im Beste Fall: ach,
du meinst den, wo den Schnufflobade
bei die Tonn kause duht. Sieh, ich
gehn dich en Name mache un daß sollt
du eppreschichte." Do hot der toffe
Feller gefagt: "Ich geb gar nids drum,
was du, oder was die Wiebels von
mich dehte duhn. Mein Name, den
duhn ich schon seit meine früheste
Kindheit mehr un wie jeden Nar-
sine Rapp gefüllt, so gleich ich mein
Name an allerbeste. Was ich will,
das is e diefentes Futter un wann
ich dos nit kriege, dann rehs ich en
Foh, wie er in die ganze Weltge-
schicht noch nit erlebt is worde." Ich
sin von das Komediante Bishneß fid
un teiert un ich sin schure, daß du
sofor lang, denselwe Weg fühle duht.
E Guhs belangt nit in den Parlor,
die duht in den Guhsphand belange
un du kesser duht zu dein Hauskling
tende un läßt annere Wiebels die Ahprie
ronne. Ennhan, will ich amwer
weist du wie ich in den Rebs dehte."
Ich kann Ihre sage, es hot mich put-
tischer mei Herzche gebrachte, wie der
Phil den Weg getakt hot un ich duhn
mische, es war schon alles inwer.
Ach, die Kunst is doch nit immer so
schön wie mer dehte duht un mit
arme Wertists müsse schrecklich soffere.
Mit feste Regards
Yours
Lizzie Hanstengel.

Am Zweifel.
Herr: "Wie alt sind Sie, mein
Fräulein, wenn man fragen darf?"
Fräulein: "40 Jahre."
Herr: "Und da denken Sie ans Hei-
rathen?"
Fräulein: "Wie soll ich das ver-
stehen, — meinen Sie schon oder erst?"
Ein Dulder.
Onkel: "Alfred, Alfred, wenn ich
so viel Schulden hätte wie Du, ich
glaube, ich könnte keine Nacht schla-
fen!"
Neffe (zerrnisch): "So geht mir's
ja auch — und da wunderst Du Dich
noch, daß ich immer so lange in der
Kneipe sigel!"
Er hat auch recht.
Bantier (zum schiffstellersenden
Sohne): "Harr, laß ab von der brot-
losen Kunst und jang an e Geschäft.
Du weist doch, Geld regiert die Welt!"
Harr: "Geld? — Der Schein re-
giert die Welt, sagt Schiller!"
Vater: "Nu — Schiller hat auch
recht; is a Tausendmarkschein kein
Geld?"
Verknapp.
Nichter: "Sie sind beschuldigt, in
die zum Verkauf gebrachte Milch
Wasser gegossen zu haben und noch
dazu schmuckes, schlechtes Wasser!"
Bauer: "Das ist ganz gemeine Ver-
leumdung. Mein Brunnwasser ist
das beste im ganzen Dorfe!"
Der Gluckst.
Hausfrau: "Vielleicht 'ne Haarbürste
gefällig?"
Gast: "Sie müssen doch sehen, daß
ich dafür keinen Bedarf habe."
Hausfrau: "O, Sie können gleich 'ne
unfehlbare Haarzeugungs- Tinktur
für 75 Pfennige dazu bekommen!"

Tining und Mining.

Humoreste von Frances K. L. P.

Hochroth vor Eifer trat Minchen
Hafelmeier vor ihre Schwester Chri-
stine, strich sich mit beiden Händen
den grauen Scheitel glatt und seufzte:
"Na, soweit wären wir, die Stube
ist in Ordnung, Tining, — fehlt nur
noch der Pensionär. Bin ich aber ge-
spannt, wen wir da bekommen!"
Tining sah sie ein wenig säuerlich
über ihre Brille hinweg an. "Tu
l'as voulu, George Dandin!" sagte
sie gewichtig und stridte mit verdop-
peltm Eifer weiter, daß die langen
Nadeln nur so klapperten.
"Aber Tining!" rief Minchen kläg-
lich, "thu doch jetzt nicht so, als wenn
dich die ganze Sache, der Pensionär,
meine ich, nichts angeht! Haben
wir nicht alles sorgfältig überlegt und
besprochen? Sind wir nicht beide in
einem gefegten Alter, wo ein junger
Mann unferen Ruf..."
"Aberdings!" unterbrach sie Ti-
ning mit unerschütterlicher Gelassen-
heit. "Vielleicht ist's aber ein al-
ter rheumatischer, unliebenswürdiger
Griesgram, der uns unfer gemüthli-
ches Leben nur sauer macht, ohne uns
die erwartete Abwechslung zu bieten."
Mining stellte sich in Postur.
"Dann nehmen wir ihn einfach nicht!"
rief sie kriegerisch.
"So, was willst du denn sagen,
wenn der Griesgram nach den Grün-
den fragt? Zu stummst hast du, Gott
sei dank, noch nicht gelernt. Das
Zimmer ist in der Zeitung angezeigt,
und im Fenster hängt noch zum
Ueberflus der Weidgedel!"
In diesem Augenblick wurde heftig
geschellt. Mining stürzte in peinlicher
Aufregung zur Thür und öffnete.
Eine Tenorstimme, die sich in ihrer
Söhle überstülpte, sagte schüchtern:
"Hier wird ein Pensionär gewünscht,
nicht wahr?"
"Gott sei dank, der ist jung und
sicher kein Griesgram!" ging es bly-
schnell durch Mining's Kopf.
"Janoh, mein Herr," sagte sie
freundlich, "bitte, treten Sie näher.
Ihr Name?"
"Carlo Kempinsky," sagte der
junge Mann häßlich. "Darf ich das
Zimmer sehen?"
Geschäftig ging Mining zu ihrer
Schwester hinein und warf ihr einen
triumphierenden Blick zu.
"Meine Schwester, Christiane Hafel-
meier, Herr Kempinsky..."
"Carlo Kempinsky?" rortierte der
bescheidene junge Mann.
"Sie sind wohl Schauspieler?"
fragte Fräulein Christine mit hoch-
gezogenen Augenbrauen.
"Das wußt nicht, ich bin aber so-
zufagen auch ein Jünger der Kunst
— ich bin, hm, Reih!"
"Statist?" fragten beide Schwe-
stern verwundert.
"Kopist", wiederholte Carlo Kempin-
sky mit einer schwungvollen Arm-
bewegung. "Mater! Ich kopire in
den Gemaldegallerien alte Schmöder."
"Sehr angenehm", sagten die bei-
den alten Fräulein ceremoniell. "Also
Sie wünschen das Zimmer zu sehen?"
Mining ging mit dem Schlüssel-
bunde voraus; Carlo Kempinsky
folgte respektvoll, und Tining schloß
den Zug. Freudig erregt schloß Mi-
ning die Thür auf.
Ein sauberes Zimmer mit rothen
Vorhängen, einem Violoncello, einem
gemüthlichen Sofa, zwei Lehn-
stühlen, zwei Tischen, Kommode und
Schrank zeigte sich seinen erwartungs-
vollen Gästen. Das Bett und der
Waschtisch waren durch einen rothen
Wandschirm stitig verhüllt. Die
Stube machte einen überaus anhei-
melnden Eindruck.
"Aber das ist ja ganz reizend!"
rief Carlo Kempinsky begeistert.
"Ja, es ist nett", nickten die beiden
Schwestern. "Der Ofen hält auch
recht warm, jetzt zur Winterzeit wer-
den Sie das angenehm empfinden."
"Und die Verpflegung?" Carlo
Kempinsky sah die Schwestern mit
stehendem Aimerausdruck aus seinen
häßlichen, blauen Augen an.
"Morgens Kaffee mit Butterbrot,
auf Wunsch zum Frühstück ein Glas
Milch und Eier, Mittags drei Spei-
sen, un vier Uhr Thee und un acht
Uhr Abendessen, eine warme Speise
und talter Aufschnitt", leierte Fräu-
lein Mining geschäftsmäßig herunter,
so, als habe sie in ihrem ganzen Le-
ben nichts anderes gethan.
Carlo's Augen wurden immer glü-
her und entzückter.
"Aber das — das ist ja großartig!"
sagte er endlich aus voller Brust.
"Und... der Preis, wenn ich bitten
darf?"
"Fünfzehn Mark für das Zim-
mer und vierzig Mark die Verköstigung...
na, sagen wir fünfunddreißig Mark."
Das Antlitz des jungen Mannes
brühte eine tiefe Enttäuschung aus.
"Es hätte mir alles herrlich ge-
paßt", murmelte er, "aber meine Mit-
tel sind, hm, leider..." Er stotterte.
"Ja, billiger können wir's Ihnen
nicht geben!" sagte Fräulein Tining
stolz.
Minchen fingirte in der Luft
herum. "Na, vielleicht..." sagte
sie gutmüthig und sah ängstlich bit-
tend ihre Schwester an, "wenn Sie
Abends auf die warme Speise und
die Milch zum Frühstück verzichten...
sagen wir also dreißig Mark."
"Mit dem Zimmer?" fragte
Carlo Kempinsky harmlos.
"Ohne Zimmer!" schloß Minchen
bedauernd.
Ein wehmüthvoller Seufzer — die

großen blauen Augen Carlos haben
wirklich erbarzungswürdig betrübt
drein. "Ich hätte mich unendlich
wohl gefühlt bei Ihnen, meine Da-
men!" murmelte er. "Es hat nicht
sollen sein!"
Niedergeschlagen ging er. Rathlos
sahen sich die beiden alten Fräulein
an. "Ein lieber, junger Mann!"
sagte Fräulein Minchen traurig, "so
einen bekommen wir nicht wieder."
"Hm — abwarten!" grölte Ti-
ning.
Um die Abendmahzeit wurde aber-
mals geschellt.
Ein großes Paket wurde in die
Thür geschoben.
Für die Damen Hafelmeier,
sagte eine leise Stimme.
"Hast du etwas bestellt, Tining?"
fragte Mining neugierig.
"Nicht, daß ich wüßte!"
Mit fliegenden Fingern riß Fräu-
lein Minchen an den Schnüren. "Ein
— ein Tannenweiz!" rief sie atem-
los, "und sieh nur, die Stearin-
lichtstrümpfe sind mit Bindfäden dar-
an befestigt — Orangen und Nüsse
und Raschwerl!" jappte sie — "und
sieh' da hängt ja auch ein Briefchen:
"Den verehrten gütigen Damen Ha-
felmeier — ein verspäteter Weih-
nachtsgruß von einem, der so gern
Ihr Pensionär geworden wäre."
Minchen's Augen füllten sich mit
Thränen. Nein, wie rührend!" seufzte
sie. Das ist aber ein goldenes Ge-
müth. Und nun hat der arme Mensch
auch noch Ausgaben gehabt. Sahst
du, Tining, wie dürtig sein Anzug
war?"
O ja, Tining hatte alles genau
gesehen, aber sie mochte es nicht zu-
geben — noch mehr, aus irgend einem
unbekannten Grunde verhärtete sich
ihr Herz gegen Carlo Kempinsky und
schalt sich dafür insgeheim bössartig
und hartberzig. Da entdoh sie noch
ein zartes Briefchen: Fräulein Chri-
stine Hafelmeier überbrachten.
"Es wär so schön gewesen, d'rum
hot's nicht sollen sein", stand darin.
"Erinnern Sie sich, verehrtes, gütiges
Fräulein bei diesen Worten des Jüner:
ehrbietigst ergebenen Carlo Kempin-
sky."
Tining war es gelungen, diesen
Brief vor ihrer Schwester unbenutzt
zu eskamotieren und heimlich zu lesen.
"Der dumme Feig!" brumnte sie
gutmüthig. "Warum soll's denn
nicht sein?"
"Was denn, Tining? fragte Mi-
ning neugierig.
"Ach, gar nichts, geh' zu Bette, alte
Schwester."
Aufgeregt ging Mining Hafel-
meier zu Bett, konnte aber lange nicht
einschlafen. Am nächsten Tage war
ihr Geburtstag; Tining stand in aller
Morgenfröhe auf und hatte viel zu
ordnen und zu schaffen.
Als Mining in's Ezzimmer trat,
blieb sie wie versteinert stehen. Vor
ihrem Platz, mitten vor einem prächtigen
Geburtsstuhel, sah —
Carlo Kempinsky. Seine hübschen
blauen Augen strahlten sie glücklich an.
"Ich bin wieder da!" jauchzte er.
"Mining", sprach Tining würdevoll,
"sintemal und alldieneil du heut
Geburtstag hast, so schenke ich dir
unfer Pensionär; wenn er sich ordent-
lich aufführt und wir mit ihm zu-
frieden sind, so magst du ihn mit zu
meinem Geburtstage wiedersehen.
Wenn nicht" — sie sah Carlo Kempin-
sky schalkhaft drohend an — "so
schmeiß wir Sie mit vereinter
Kräften hinaus, Herr Carlo, und
dann helfen Ihnen keine nachträg-
lichen Weihnachtsgrüße oder Tannen-
zweige was!"
"Tining!" schrie Mining entzückt
und fiel ihr in die Arme.
Mit nassen Kinderaugen sah Carlo
Kempinsky dabei und biß hungrig in
seine Kringschnitte.

Die Franzosen in Marokko.
Korrespondenz aus Tanger. Man
mag über die Franzosen denken
wie man will, eines muß man
ihnen lassen: Hier in Marokko haben
sie ihren Interessen geschickt vorgear-
beitet und thun es noch. Für mich ist es
nur eine Frage der Zeit, daß Marokko
ganz unter französischen Einfluß
kommt, wenn nicht gar französische
Kolonie wird. Es wird vielleicht man-
chen Deutschen geben, der hier ein
"leider" vermißt. Aber ich verzichte auf
dies "leider", denn wenn ich auch ganz
zu erkenne, daß Marokko das geeig-
nest Land wäre, unferen Bedörf-
tungsüberschuß aufzunehmen, so brau-
chen wir uns doch nicht die Finger da-
rüber zu verbrennen, sondern können
ruhig abwarten, wie die Franzosen da-
bei fahren, vielleicht können wir in ein-
paar Jahrzehnten oder noch später in
diesem geeigneten Land auf ganz fried-
lichem Wege ihre Nachfolger werden.
Es haben nun einmal die theuer be-
zahlten Erfahrungen mit den muham-
medanischen Kolonien gemacht. Wir
können dort nicht mit ihnen konkurri-
ren, aber wir können Lehren daraus
ziehen, und wir müssen es, wenn wir
unserer Politik, die muhammedanischen
Staaten gegen jede Vergeudung
von anderer Seite zu unterstützen und
Nutzen daraus zu ziehen, treu bleiben
wollen. Darum will ich kurz darstel-
len, wie die Franzosen hier arbeiten.
Neben dem "Comité du Maroc" und
in Verbindung mit diesem bestehen
nicht weniger als vier mehr oder min-
der gleichartige Unternehmungen, die
sämtlich entweder vom Staate mit
namhaften Summen unterstützt wer-
den oder hohe Beamten in leitenden

Stellungen an ihrer Spitze haben und
die die "pénétration pacifique" betrei-
ben. Die französische Sprache wird in
maurischen und jüdischen Schulen ge-
lehrt. Die "Alliance israélite univer-
selle" hat hier das Hauptverdienst.
Wenn es auch vom allgemein zivilisa-
torischen Gesichtspunkte gut ist, daß
eine Sprache einer europäischen Na-
tion gründlich betrieben wird, anstatt
mehrere oberflächlich zu lehren, so ist
es doch von unferem nationalen Stand-
punkte aus zu bedauern, daß es gerade
die französische Sprache ist. Die deut-
schen Mitglieder der "Alliance israélite"
scheinen sich nicht rechtzeitig aufgerafft
zu haben, um Einspruch dagegen zu
erheben. Der Versuch, die deutsche
Sprache in Marokko zu verbreiten, ist
nunmehr leider wohl verspätet, und so-
weit er bis jetzt zur Ausführung ge-
langte, recht platonisch. Auch die eng-
lische Abtheilung der "Alliance israé-
lite" hat keine wesentlichen Erfolge
hier erzielt. Die französische Spra-
che ist durch ihre Verwandtschaft mit
der spanischen, die die meisten Juden
im Lande sprechen, ja auch die geeig-
nest. Für den Araber wird es ziemlich
gleich sein, welche Sprache er lernt;
seine Zunge ist durch die Laute seiner
eigenen Sprache genügend schneidig ge-
macht, um sich jedes andere Idiom leicht
anzueignen. Meistens sind die Araber
auch recht gut für fremde Sprachen be-
gabt. Hier in Tanger radbrechen fast
alle neben Spanisch auch Französisch
und Englisch, hingegen Deutsch fast
gar nicht. Das bezieht sich aber nur auf
denjenigen Theil des Volkes, der mit
den Fremden stündlich in Berührung
ist. Der gelehrte Araber hat keine Ah-
nung von einer fremden Sprache; eine
solche wird auf der Universität in Fez
nicht mehr gelehrt. Es ist schon viel,
wenn einer, wie der ehemalige Kriegs-
minister Menebi, beim Tennispielen
englisch zählen kann. In Tanger gibt
es eine spanische und eine französische
Tageszeitung; ferner eine arabische,
welche ganz in französischem Sinne ar-
beitet, eine weitere spanische Zeitung
(zweimal wöchentlich), ein englisches,
ein spanisches und ein hebräisches Wo-
chenblatt und eine französische Monats-
schrift für Musik. In Tanger, Fez,
Mabat und Ujda befinden sich fran-
zösische Armeekorps, so daß die
Konferenzbeschlüsse, wenn der Sultan
ihnen noch beitrifft, gar keine wesent-
liche Verhinderung nötig machen.
In Tetuan, einem der wichtigsten in-
tellectuellen Mittelpunkte des Rifge-
bietes, fehlt sowohl deutsche Post wie
deutsche Vertretung. Allerdings gibt
es keine Deutschen dort, aber auch so
wenig Franzosen, daß für sie allein die
Einrichtung der genannten Unterneh-
mungen nicht in Frage gekommen sein
kann. Im ganzen haben die Fran-
zosen zwei konsularische Vertretungen
mehr wie wir. Unfer deutsche Post ist
der französischen offenbar überlegen.
In sieben Jahren hat sie genau so viel
erreicht, wie die Franzosen in 46 Jah-
ren, und sie dürfte ihnen bald den Rang
abgelaufen haben. Dafür machen die
Franzosen die Marokkaner mit an-
deren Verkehrsmitteln bekannt. Bis an
die marokkanische Grenze heran haben
sie in Algier Eisenbahnen und Stra-
ßen gebaut, und sie unterhalten sogar
einen regelmäßigen Wagenverkehr nach
Ujda, der wichtigsten Stadt im
Norden des Reiches. Mit allen unferen
Elementen pflegen die Franzosen
freundschaftliche Beziehungen. Der
Präsident wird nur von Franzosen
unterstützt.

Der Scherif von Wasan, gewisser-
maßen der muhammedanische Papst,
dessen Einfluß sich über das gesamte
Nordafrika erstreckt und dessen Groß-
vater sogar den Versuch gemacht hat,
den Sultan zu beseitigen, ist französi-
sch. r Schilling und trägt die franzö-
sische Ehrenlegion, ebenso wie die hier
in Tanger lebenden Scherife, seine
Stiefbrüder, die, obgleich sie Söhne ei-
ner Engländerin sind, im Fanatismus
das mögliche leisten. Die Franzosen
haben feinerzeit die große marokkani-
sche Anleihe von 62 Millionen Franken
gemacht, die wir Deutsche hätten haben
können. Daran haben sie, schlecht ge-
rechnet, bereits 25 Prozent verdient.
Die Anleihe wurde mit 462.50 Fr. auf
den Markt gebracht und steht heute auf
534 Fr. Schiffe von sechs französi-
schen Linien laufen die marokkanischen
Häfen regelmäßig an, sowohl an der
Atlantischen wie an der Mittelmeer-
küste; die eine Linie bringt sogar wö-
chentlichen Verkehr, die ander zwei-
bis dreimal im Monat. Außerdem ist
Marokko durch zwei englische (über
Gibraltar), eine deutsche und zwei ita-
lienische Linien in häufiger Verbin-
dung mit Marokko. England, Spani-
en und Italien sind auch gut verbun-
den. Wir Deutschen haben als regel-
mäßige direkte Verbindung nur die
Hamburg-Amerika-Linie und die Ober-
burg-Portugiesische Dampfschiff-
reederei zweimal im Monat. Unregel-
mäßig kommen die Sloman-Dampfer.
Durch den Norddeutschen Lloyd, die
Hamburg-Amerika-Linie und die Bremer
Neptun haben wir über Gibraltar
Verbindung. Eine regelmäßige deut-
sche Linie entlang der marokkanischen
Küste fehlt. Die Oberburg-Portugie-
sische läuft zwar die Häfen an, aber sie
genährt keine Sicherheit in Bezug auf
Eintreffen und Regelmäßigkeit, da sie
sich nur nach dem jeweiligen Frachtgut
richtet. Dennoch würde sich eine solche
Linie sehr gut rentiren nach allgemein
hier verbreiteter Ansicht.

Fast alle Läden hier sind in franzö-
sischen Händen oder haben wenigstens
französische Aufschriften und franzö-
sisch sprechendes Personal. Täglich
tut sich irgend ein neues französisches
Geschäft hier auf. Es herrscht ungenü-
gend eine sehr rege Thätigkeit unter
den französischen Speculanten. Deut-
sche Geschäfte, die sich direkt an das
Publikum wenden, gibt es hier über-
haupt nicht. Nur — natürlich — eine
deutsche Bierstube bringt seit einiger
Zeit mit sehr großem Erfolge deutsches
Bier mit all seinen Konsequenzen an
Gemüthlichkeit und Stumpfheit unter
das durstige Volk. Das Handwerk,
bis auf einige französische Bäcker und
Barbiere, ist in den Händen der Spani-
er, Juden und Mauren. Es würde
sich sicher für einen soliden deutschen
Handwerker, welcher Art er auch sei,
lohnende Arbeit finden. Nur gehört
ein kleines Anfangskapital dazu und
wenigstens Kenntniß des Spanischen
oder Französischen. Marokko hat ja
den Vorzug, daß der Europäer unter
den Gesetzen seines Landes steht, er
also vor unferen Elementen denselben
Schutz genießt wie daheim und viel-
leicht noch etwas mehr, da die einzelnen
Europäer hier nicht in der Masse ver-
schwinden können.
Die deutsche Regierung dürfte jetzt
die einzige richtige Politik Marokko ge-
genüber eingeschlagen haben, soweit sie
sich gegen Frankreich wendet. Unfer
Programm muß sein: Marokko wird
eine internationale Kolonie unter Ver-
behaltung der Hoheitsrechte des Sultans,
mit absolut offener Thür. Unter
dieser Voraussetzung können wir die
Franzosen überall unterstügen, wo sie
Zivilisation hier verbreiten wollen,
aber wir müssen uns beizeiten unferen
Platz an der marokkanischen Sonne
sichern. Hat unser Handel erst einmal
noch mehr zahlenmäßig keinbare
Interessen wie heute, wo er erst an
dritter Stelle kommt, dann wird weder
im Inlande eine tursichtige Vertretung
die vielen Nullen hinter den hohen Aus-
sätzen übersehen können, noch das Aus-
land uns unfer Recht zu bestreiten
wagend. Darum wollen wir unferen
Theil nehmen an der "pénétration
pacifique". Gar mancher Auswanderer
könnte hier sein Glück machen. Gibt
es doch sogar europäische Landwirthe,
die trotz des großen Risikos, daß ihnen
die Ernten einmal durch einen aufbrü-
cherischen Stamm vernichtet werden,
draußen auf dem Lande, fern von den
anderen Agarenern, ihr Schäfchen ge-
schoren haben. Der Boden ist eben
reich und dankbar.

Bismarck im „Petit Larousse.“

Was in Deutschland der „Kleine
Neger“ oder der „Kleine Brodhaus“,
das ist in Frankreich der „Kleine La-
rouse“ — für Millionen die bequem-
ste Quelle rascher Belehrung und im
allgemeinen ein vortreffliches Werk.
Aber wie national gefärbt, zeigt in in-
teressanter Weise der Artikel „Bis-
marck“, den die „Tägl. Adsch.“ sich
einmal angesehen und verdeutsch hat.
Er lautet:
„Bismarck (Otto, Fürst von), preu-
sischer Staatsmann, geboren in
Schönhausen (Magdeburg). Als Mi-
nister des Königs Friedrich Wilhelm
IV. (!) von Preußen energisch und thä-
tig, aber herrschsüchtig, dabei politisch
gewissenlos bis zum Jnnismus, übri-
gens von den Fehlern und der Unvor-
sichtigkeit seiner Gegner gut bedient,
beschloß er, die deutsche Einheit unter
preussischer Oberherrschaft zu begrün-
den. Er eroberte von Dänemark
Schleswig und Holstein und gab durch
den Sieg von Sadowa Preußen den
entscheidenden Platz, den bis dahin
Österreich innegehabt hatte. Der
Krieg von 1870-71 gegen Frankreich,
den er direkt provoziert hatte, wobei er
sogar diplomatische Telegramme
fälschte (allant jusqu'à falsifier des
"télégrammes diplomatiques), war
für ihn ein neuer Erfolg (!). Als
Reichskanzler suchte er darauf mit
allen Mitteln die kaiserliche Gewalt zum
Nachtheil des Volkswillens zu vergrößern,
indem er gegen die katholische
Partei den „Kulturkampf“ (la guerre
religieuse du Kulturkampf) führte
und, um sich die Arbeiterklassen geneigt
zu machen, unbedeutlich die Bahn des
Staatssozialismus betrat (!). In der
äußeren Politik verfolgte der „eiserne
Kanzler“ einen doppelten Zweck: 1)
Frankreich in Europa zu isoliren; 2)
zu verbindehen, daß Österreich auf die
deutschen Stämme wieder einen mor-
alischen Einfluß gewinne, der Preu-
sens Allgemitd mindern könnte. Aus
diesem Grunde nöthigte er seine Bun-
desgenossenchaft Österreich auf, das
zu geschweigen und zu uneing war, um
dem Nachbar widersehen zu können.
Einige Zeit nach der Thronbesteigung
Wilhelms II. mußte er seinen Abschied
nehmen. (1815-1898.)“

Wie ungerecht die Dinge manchmal
in der Welt verteilt sind ist daraus er-
sichtlich, daß Kansas über Mangel an
Farmarbeitern klagt, während in
South Carolina acht Kandidaten für
das Gouverneursamt laufen!



Wirth: „Gleich hebt den Stuhl auf, Sirgl... die Beine laden ja förmlich zur Kauferei ein!“